

(Nachdruck verboten.)

111

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Er stand und schaute sie an und hörte unwillkürlich zusammen das Klopfen seines Herzens und die sonderbaren Töne, die vom Fluß herüberdrangen. Dort auf dem Fluß im Nebel ging unaufhaltsam eine langsame Arbeit vor sich; bald rauschte, krachte, stürzte etwas zusammen; bald erklangen die dünnen Eisschollen wie Glas.

Er stand und sah auf das nachdenkliche, von innerer Arbeit gequälte Gesicht Katjuschas, und sie that ihm leid; aber sonderbarerweise verstärkte das nur sein Verlangen nach ihr.

Er klopfte ans Fenster. Sie fuhr mit dem ganzen Körper zusammen, als hätte sie einen elektrischen Schlag erhalten, und Schreden malte sich auf ihrem Gesicht. Dieser Ausdruck des Schreckens verließ ihr Gesicht auch dann nicht, als sie, beide Handflächen wie Schenkklappen an die Augen legend, ihn erkannte. Ihr Gesicht war ungewöhnlich ernst, wie er es nie gesehen hatte. Sie lächelte nur dann, wenn er lächelte, als ordne sie sich ihm mit diesem Lächeln unter; aber in ihrer Seele war kein Lächeln, sondern da war Furcht. Er gab ihr ein Zeichen mit der Hand, sie sollte zu ihm herankommen. Aber sie schüttelte den Kopf; nein, sie würde nicht herankommen, und blieb am Fenster stehen. Er näherte noch einmal sein Gesicht den Scheiben und wollte ihr zurufen, sie möchte kommen; aber in diesem Augenblick wandte sie sich zur Thür: offenbar hatte jemand sie gerufen.

Nechljudow trat vom Fenster fort. Der Nebel war so dicht, daß er fünf Schritte vom Hause entfernt schon keine Fenster mehr sah, sondern nur eine schwärzliche Masse, aus der das rote, ungeheuer groß erscheinende Licht der Lampe hervorleuchtete.

Auf dem Fluße ertönte immer dasselbe seltsame Rauschen, Säurzen, Krachen und Klingen des Eises. In der Nähe auf dem Hofe krächte durch den Nebel ein Hahn; andre aus der Nachbarschaft antworteten ihm, und fernher aus dem Dorf erklangen sich überhörende, ineinanderfließende Hahnenstreich. Sonst war außer auf dem Fluß ringsum alles still. Das war aber schon der zweite Hahnenstreich.

Nechljudow ging nochmals hinter der Hausecke hin und her, trat bisweilen mit dem Fuß in eine Pfütze und näherte sich dann wieder dem Fenster des Mädchenzimmers. Die Lampe brannte immer noch, und Katjuscha saß am Tisch, als ob sie über etwas unschlüssig wäre. So wie er ans Fenster trat, sah sie nach ihm hin. Er klopfte. Ohne nachzusehen, wer da klopfte, lief sie sofort aus dem Mädchenzimmer; er hörte, wie die Außenthür sich löste und dann knarrte. Er erwartete sie schon am Fluß und umarmte sie herzlich stillschweigend. Sie schmiegte sich an ihn, erhob den Kopf und empfing mit den Lippen seinen Kuß. Sie standen hinter der Ecke des Flußes an einer aufgethauenen, trocknen Stelle; er war erfüllt von quälendem, unbefriedigtem Verlangen. Plötzlich knarrte die Außenthür wieder ebenso mit demselben schmatzenden Geräusch, und Matzjona Pawlownas ärgerliche Stimme ertönte: „Katjuscha!“

Sie riß sich von ihm los und kehrte ins Mädchenzimmer zurück. Er hörte, wie der Thürhaken zuklappte. Danach wurde alles still, das rote Auge im Fenster verschwand, es blieb nur der Nebel und das Lärmen auf dem Fluß.

Nechljudow trat an das Fenster heran — niemand zu sehen. Er klopfte — keine Antwort. Nechljudow kehrte über die Haupttreppe ins Haus zurück, aber legte sich nicht schlafen. Er zog die Stiefel aus und ging in Strümpfen den Korridor entlang zu Katjuschas Thür neben dem Zimmer Matzjona Pawlownas. Zuerst hörte er Matzjona Pawlowna ruhig schnarchen und wollte schon eintreten; aber dann begannen sie plötzlich zu husten und drehte sich auf der knarrenden Bettstelle um. Er war starr und blieb so fünf Minuten stehen. Als wieder alles still war, und wieder ihr ruhiges Schnarchen ertönte, ging er weiter, indem er auf die nicht knarrenden Dielenbretter aufzutreten suchte. So kam er dicht an Katjuschas Thür. Alles war ruhig. Sie schlief offenbar nicht, denn

ihr Atem war nicht zu hören. Sowie er flüsterte: „Katjuscha!“ sprang sie auf, kam an die Thür und begann ärgerlich, wie ihm schien, auf ihn einzureden, daß er fortginge.

„Was soll das? Wie dürfen Sie? ... Die Tanten werden es erfahren.“ sagten ihre Lippen, aber ihr ganzes Wesen sagte: „Ich bin Dein.“

Und nur das verstand Nechljudow.

„Mach einen Augenblick auf; ich stehe Dich an,“ sagte Nechljudow ganz von Sinnen.

Sie schwieg, dann hörte er das Rascheln ihrer Hand, die den Thürhaken suchte. Der Haken knackte, und er drang durch die geöffnete Thür ein.

## Nächstehendes Kapitel.

Am nächsten Tag kam der glänzende, fröhliche Schönbock, um Nechljudow abzuholen zu den Tanten, und nahm sie durch sein vornehmes Auftreten, seine Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Freigebigkeit und Anhänglichkeit an Dmitri vollständig gefangen. Seine Freigebigkeit gefiel den Tanten zwar sehr, fehlte sie aber durch ihr Uebermaß in einiges Erstaunen. Blinden Bettlern, die zu ihm kamen, gab er einen Rubel; als Trinkgeld an die Dienerschaft verteilte er fünfzehn Rubel; und als Süßgetränk das Bologneserhündchen Sofja Iwanownas, sich in seiner Gegenwart die Pfote blutig geschnitten hatte, erbot er sich, dem Tier einen Verband anzulegen, und riß, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sein geäugtes Batastaschentuch entzwei (Sofja Iwanowna wußte, daß man solche Tücher nicht unter fünfzehn Rubel das Dutzend kaufen konnte.) Aus ihm wurde der Verband hergestellt. Die Tanten hatten solche Herren noch nicht gesehen. Sie wußten nicht, daß dieser Schönbock zweimalhunderttausend Rubel Schulden besaß, die er bestimmt niemals bezahlen würde, und daß deswegen fünfundschwanzig Rubel mehr oder weniger für ihn keinen Unterschied ausmachten.

Schönbock blieb nur einen Tag und reiste in der folgenden Nacht mit Nechljudow ab. Sie konnten nicht länger verweilen, weil der letzte Termin für ihr Erscheinen beim Regiment gekommen war.

In Nechljudows Seele erhoben und bekämpften sich an diesem letzten Tag bei den Tanten, wo die Ereignisse der Nacht deutlich vor seiner Erinnerung standen, zwei Gefühle: brennende jümlische Liebe und eine gewisse Selbstzufriedenheit wegen des erreichten Ziels; zweitens das Bewußtsein, etwas sehr Schlimmes gethan zu haben, das man weniger ihretwegen als seiner selbst wegen wieder gut machen mußte.

In dem Zustande von Selbstfollheit, in welchem Nechljudow sich befand, dachte er nur an sich, ob und wie man ihn verurteilen würde, wenn man erführe, wie er an ihr gehandelt. Daran zu denken, was sie durchmachte und was aus ihr würde, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Er dachte, wie Schönbock sein Verhältnis zu Katjuscha erraten, und das schmeichelte seiner Eigenliebe.

„So so ... Deswegen hast Du plötzlich Deine Tanten so lieb gewonnen, daß Du eine Woche bei ihnen bleibst,“ sagte Schönbock, als er Katjuschas ansichtig geworden. „Da wäre ich an Deiner Stelle auch nicht abgereist. Sie ist reizend!“

Er dachte ferner daran, daß es zwar jammerschade sei, jetzt wegzufahren, wo man die Liebe mit ihr noch nicht ganz ausgekostet hätte, daß andererseits aber die Notwendigkeit einer sofortigen Abreise auch ihr Gutes hätte, weil durch sie mit einem Male Beziehungen abgebrochen würden, die auf die Dauer schwer zu unterhalten wären. Er dachte auch daran, daß er ihr Geld geben müsse, nicht, weil sie es war, nicht, weil sie das Geld nötig haben könnte, sondern weil alle Welt so handelte. Er gab ihr eben so viel Geld, wie er seiner und ihrer Stellung es für angemessen hielt.

Am Tage der Abreise erwartete er sie nach dem Mittagessen im Fluß. Sie stammte auf, als sie ihn erblickte, und wollte, mit den Augen auf die offene Thür des Mädchenzimmers deutend, vorübergehen; aber er hielt sie zurück.

„Ich wollte mich verabschieden,“ sagte er und knüllte in der Hand das Couvert mit dem Hundertrubelschein zusammen. „Da möchte ich ...“

Sie erriet, was er wollte, machte ein finstres Gesicht, schüttelte den Kopf und stieß seine Hand zurück.

„Nein, nimm,“ murmelte er, schob ihr das Couvert in den Busen, runzelte die Stirn und stöhnte, als ob er sich verbrannt hätte, und lief in sein Zimmer.

Lange nachher ging er noch immer in seinem Zimmer auf und ab, krümmte sich, sprang sogar auf und jammerte laut wie bei einem körperlichen Schmerz, sobald ihm diese Scene wieder einfiel.

Was war dabei zu machen? So ging es immer. So war es mit Schönbock und der Gouvernante gewesen, von der jener ihm erzählt, und mit seinem Onkel Grischa, und so war es auch seinem Vater ergangen, als er auf dem Lande lebte und ihm der uneheliche Sohn Mitenta geboren wurde, der noch am Leben war. Wenn aber alle so handelten, so mußte es doch wohl so sein.

Auf diese Weise tröstete er sich und fand doch keinen Trost. Die Erinnerung brannte in seinem Gewissen.

In der Tiefe, der alleruntersten Tiefe seiner Seele wußte er, daß so zu handeln abscheulich, gemein, grausam sei, daß er im Bewußtsein dieser Handlung nicht nur niemand verurtheilen, sondern nicht einmal den Leuten frei in die Augen sehen könnte; sich vollends für einen schönen, edlen, großmüthigen jungen Mann halten wie bisher: davon war nicht im entferntesten mehr die Rede. Und er mußte doch bei dieser Meinung bleiben, wollte er weiter ein muntres, fröhliches Leben führen. Schließlich gab es dazu nur ein Mittel: nicht daran denken. Und das that er.

Das Leben, welches er begann: neue Orte, Kameraden, der Krieg halfen ihm dabei. Je länger er lebte, um so mehr vergaß er, und schließlich hatte er wirklich alles vergessen.

Nur einmal, als er nach dem Kriege, in der Hoffnung, sie wiederzusehen, bei den Tanten vorsprach und erfuhr, daß Katjuscha nicht mehr da wäre; daß sie bald nach seiner Abreise von ihnen fortgegangen sei, um niederzukommen, dann irgendwo geboren habe und, wie die Tanten gehört, gänzlich verkommen sei — wurde ihm bekommen zu Mut. Der Zeit nach konnte das Kind, welches sie geboren, das seinige sein; aber notwendig war das nicht. Die Tanten jagten, sie wäre ein ganz verdorbenes, liederliches Wesen, gerade wie ihre Mutter. Und dieses Urtheil der Tanten war ihm angenehm, weil es ihn gewissermaßen rechtfertigte. Anfangs wollte er trotzdem sie und das Kind aussuchen, aber dann gab er sich, eben weil ihm der Gedanke hieran innerlich zu viel Schmerz und Scham verursachte, nicht die nötige Mühe dabei; so vergaß er noch mehr seine Sünden und hörte auf, an sie zu denken.

Aber jetzt führte dieser wunderbare Zufall ihm alles wieder vor die Erinnerung und forderte von ihm die Anerkennung seiner Herzlosigkeit, Grausamkeit und Gemeinheit, die ihn diese zehn Jahr lang mit einer solchen Schuld auf dem Gewissen ruhig hatten leben lassen. Doch von dieser Anerkennung war er vorläufig noch weit entfernt; er dachte nur daran, wie er es einrichten könnte, daß nicht alle Welt sofort alles erführe, daß nicht sie oder ihr Verteidiger alles erzählten und ihn vor allen Anwesenden blamierten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

### Bonbons und Konfekt.

Das erste Konfekt, das vor etwa 500 Jahren auf den Markt gelangte, hatte mit den köstlichen Erzeugnissen, welche heute die Konditoren und Zuderbäder bereiten, nichts gemein. Das wird man begreifen, wenn ich hinzusetze, daß sie nur in der Apotheke zu haben waren. Sie wurden aber sehr hoch geschätzt und standen dementsprechend auch sehr hoch im Preise. Vor dieser Zeit huldigten Doktor und Apotheker der Ansicht, ein Medicament, das einen angenehmen Geschmack hätte, könne unmöglich heilkräftig wirken. Von dieser Ansicht ist man mit der Zeit abgekommen, und unsre heutigen Malzbonbons und Bienenkaramellen, welche man ebenso gut in Apotheken wie in Konfitürengeschäften erhalten kann, liefern uns den Beweis, daß man auch sehr wohlschmeckenden Dingen eine Heilkraft zuschreiben kann.

Als man in der Mitte des 15. Jahrhunderts den Saft des Zuderrohrs einzusieden begann, da versiehlten auch sehr bald die Apotheker darauf, ihre Paskillen und Mixturen durch Zusatz von Zuder schmackhafter zu machen oder den abscheulichen Geschmack ihrer Mittel zu mildern; sie mischten ihre Drogen und überzogen ihre Paskillen mit dem süßen Produkt und wurden so die Schöpfer heilkräftiger Bonbons und Paskillen. Aber damals war das Zuder-

wert nur medizinischer Art, und der Zuder auch viel zu kostspielig, als daß jemand Bonbons in irgend welcher Form zu seinem Vergnügen verspeist hätte.

Wohl an 300 Jahre vergingen, ehe sich das Gewerbe der Zuderbäder aus dem der Apotheker zu entwickeln und sich von ihm abzuzweigen begann. Aber der Zuder war immer noch zu teuer und zu hoch besteuert, als daß sich daraus eine bedeutende Industrie hätte entwickeln können. Unter diesen Umständen war an eine maschinelle Herstellung nicht zu denken, und in der That hat man noch vor hundert Jahren alles Zuderwerk unter Anwendung des simpelsten Werkzeugs mit der Hand bereitet. Einige Mörser, Nollhölzer, Scheren und ein Randierkessel auf einem kleinen Ziegelofen war das ganze Werkzeug, dessen sich diese Leute bedienten. Natürlich gelangten aus diesen Werkstätten auch noch recht beschwerene Quantitäten auf den Markt, und die Süßigkeiten aller Art waren teuer und schlecht. Man darf nicht vergessen, daß der Zuder immer sehr kostspielig war, daß er in der umfassendsten Weise mit andern wertlosen Pulvern vermischt wurde, die das Produkt nicht schmackhafter machten. Aber von dem Geschmack ganz abgesehen waren diese Zuderwaren auch wirklich schädlich. Es war nichts Seltenes, daß Kinder, welche überzuderte Mandeln genossen hatten, erkrankten. Der „Zuder“ bestand nämlich aus nichts andern als Alba Terra, dem gerade genügend Zuder beigefügt war, um etwas süß zu schmecken. Aber das war noch nicht das Schlimmste: die Mandeln waren auch noch mit einer schädlichen Mineralsalze schön glänzend gefärbt.

Das ist jetzt anders geworden; im allgemeinen darf man sagen, daß die deutschen Zuderwaren heute keinerlei schädliche Zuthaten enthalten, so verschieden sie auch an Qualität sind. Der Zuder ist mit der Zeit so billig geworden, daß auch sehr gute Bonbons und Konfekt zu wohlfeilen Preisen erzeugt werden können.

Die kleinen Zuderbädereien haben heute im allgemeinen den großen Fabriken den Platz geräumt. An die Stelle des primitiven Geräts sind Drehmaschinen und Dampf-Heizapparate, Schlags-, Knet- und Rührmaschinen, Apparate zum Mahlen, Schneiden und Schaben der Rohprodukte, Maschinen zum Ausrollen der Blätter und Ausschlagen der Formen, Apparate zum Zerquetschen des Eises, zum Schneeschlagen und zur Verrichtung von fünfzig andren Funktionen, von denen der Beschauer gar nicht einmal weiß, zu welchen Zwecken sie dienen, aber doch wohl erforderlich sind, da der Zuderbäder und Konfitürenfabrikant doch auch seine Leute und Maschinen nicht zu seinem Privatvergnügen unterhalten dürfte. Allerdings darf ich nicht verschweigen, daß immer noch die teuersten Konfekte mit der Hand bereitet werden. Aber das ist doch nur ein ganz kleiner Teil; die große Masse der Handelsware, einschließlich vorzüglicher Qualitäten, werden mit Maschinen hergestellt.

Es giebt heute in allen Kulturstaaten große Zuderwaren-Fabriken, welche nicht allein wegen der Ausdehnung ihrer Anlagen, sondern auch wegen der Mannigfaltigkeit der Fabrikationsprozesse und der wunderbaren exakt arbeitenden Maschinen den Besucher mit größtem Erfüllen erfüllen.

Zur Herstellung von Bonbons wird weißer Zuder, dem bei geringeren Qualitäten Stärkezuder zugesetzt wird, in einer geringen Quantität Wasser und unter Zuführung hinreichender Wärme aufgelöst und dann über freiem Feuer gekocht, bis eine ziemlich klare Masse entsteht, die bei gelinder Abkühlung plastisch wird und bei völligen Erkalten erstarrt. Die dickflüssige Masse wird auf einer Platte von gleichmäßiger Stärke ausgewalzt. Dann fährt wieder eine Metallwalze über diese tafelförmig ausgebreitete Masse, aber diese Walze ist in gewissen Abständen mit kreisrunden Messern besetzt, welche die Platte in lange Streifen schneiden: Die Querteilung erfolgt in derselben Weise, so daß die gleichmäßigen, quadratischen Plättchen entstehen, welche wir als Bonbons bezeichnen. Die Färbung der Masse, und der mannigfache Wohlgeschmack wird durch den Zusatz von Fruchtstäben und ätherischen Oelen erzielt.

Bei der Herstellung gefüllter Bonbons wird der Zudersaft, dem meist Liqueure beigemischt werden, nicht so weit eingekocht, wie bei den gewöhnlichen Bonbons. Der Saft muß beim Erkalten derart beschaffen sein, daß eine schnelle und reichliche Kristallisation der Masse erfolgt, ohne daß diese vollständig erstarrt. Inzwischen sind schon die Formen mittels Metallstempel in eine gebuckte Schicht feinen Zuderpulvers eingedrückt worden, und in die so gebildeten Vertiefungen wird nun der Zudersaft hineingegossen. Dabei erstarrten nur die äußeren Formen sofort zu glasigem Zuder, während die Füllung flüssig bleibt.

Eine besonders bevorzugte Klasse unter diesen Süßigkeiten bilden die Fruchtbonbons, welche im Jahre 1850 zuerst von England aus unter dem Namen Drops und Nods in den Handel gebracht wurden; sie werden aus verschiedenartigen Zudermassen, unter Zusatz von Fruchtstäben und Essenzen dargestellt. Auf diesem Gebiete sind die englischen Fabriken auch bis heute noch unverwundlich geblieben. England importiert alljährlich ungeheure Mengen Zuder aus allen Theilen der Welt und jährlich wandern 50 000 Tonnen in die großen Zuderwaren-Fabriken des Landes. Aus diesen kommt er wieder in so zahllosen Formen und in so mannigfachen phantastischen Verkleidungen hervor, daß man gar nicht zu sagen weiß, um welche Materie es sich eigentlich handelt. Das Fabrik-etablissement einer Aktiengesellschaft in London z. B., welche sich ausschließlich mit der Herstellung von Bonbons beschäftigt, bedeckt eine Bodenfläche von 10 Morgen und beschäftigt 2000 Leute.

Vielleicht die auffallendsten und merkwürdigsten Vorrichtungen in

dieser Fabrik sind die großen Kupferbehälter, in welchen „gebrannte Mandeln“ verschiedenster Art hergestellt werden. Dies sind riesige Pfannen, die durch heißen, zwischen ihre Doppelwände eingelassenen Dampf heiß erhalten werden und sich auf einen Mittelzapfen in merkwürdig schaukelnder Bewegung drehen. Man kann dies am besten veranschaulichen, wenn man den Kopf auf den Schmelzen deoart bewegt, daß er einen Kreis beschreibe. Man wirft die Mandeln, die überhitzt werden sollen, in diese Pfannen und gießt eine bestimmte Quantität Syrup über dieselben. Dann setzt man die Pfanne in Bewegung, und die ganze Masse läuft in beständiger Strömung herum, wobei natürlich der Syrup an den Mandeln in glatter, gleichförmiger Schicht haften bleibt. Jede Mandel erhält so einen Leberzug, welcher infolge der Hitze der Pfanne trocknet und erhärtet. Hat sich so der ganze Syrup verflüchtigt, so gießt man ein neues Quantum hinein und setzt das Umherrollen und Trocknen fort, bis alles in gleicher Weise angebrannt ist. Diese Prozedur wird so lange fortgesetzt, bis die überzogenen Mandeln die gewünschte Größe erreicht haben. Dann kommt ein Leberzug irgend eines Farbstoffs, der früher gewöhnlich aus Magentastoffen für alle Schattierungen in Rot, Preussischblau und Pariser Grün bestand, der aber, wie Herr Clarke Saunders, der Herausgeber der „Confectioners' Union“ berichtet, jetzt aus durchaus harmlosen Stoffen, wie Cochennille oder Spinatextrakt besteht. Es ist interessant, diese großen wirbelnden Pfannen zu beobachten, in denen Haufen von „Konfekt“ ruhelos in geräuschvollen Strömen herumwirbeln und durch ihre ständige Reibung aneinander die symmetrische Form und die harte glatt polierte Oberfläche der gebrannten Mandeln erlangen.

Die Fruchtbonbons fertigt man entweder in der Form zylindrischer Stangen, welche in kürzere schreibensfähige Stücke geschnitten werden (Möck) oder man giebt ihnen die Gestalt von Hünchereu, Erdbeeren, kleinen Äpfeln, Stacheln etc. (Drops). Die farbigen Zeichnungen auf den Stirnflächen der zylindrischen Fruchtbonbons werden in folgender Weise erzeugt: man setzt die Stangen aus verschiedenartigen Zuckersäften zusammen und gießt den Raum zwischen diesen mit gefärbtem Zucker aus. Die Drops werden auf Walz- und Prägwerkzeugen hergestellt, und zwar finden letztere nur für die feinsten Sorten Anwendung. Sie gehen den Drops unter Anwendung gravirter Stempel in derselben Weise die Form wie die Prägnade den Münzen. Die Maschinen, welche man zur Herstellung der wohlfeilsten Sorten anwendet, bestehen aus zwei eng aneinander gerückten Walzen, welche je das entsprechende Muster zur Hälfte in vertiefter Form enthalten und durch festlich angeordnete Zahnräder derart in Connex gehalten werden, daß die obere und untere Form genau aufeinander passen. Nun kann der Walzengangsang natürlich einige Hundert dieser Formen aufnehmen, so daß solch ein Walzwerk äußerst leistungsfähig wird. Der Antrieb erfolgt in der Regel mittels Kurbel durch einen Arbeiter, der aus dem gelöschten Zucker flache Scheibe formt und dieselben auf einem Zuführungsblech gegen die Walzen schiebt.

Mit ebenso großer Geschwindigkeit erfolgt das Ausschneiden von Pastillen. Aus dem glänzenden Stahlschinder einer komplizierten Maschine bewegt sich langsam ein dünner Strom raffinirten Zuckers mit Zusätzen, die ihm Konsistenz und würzigen Geschmack verleihen; er gleicht einem breiten, endlosen Bande aus Schimmernder weißer Seide oder Atlas und bewegt sich bis zu einem bestimmten Punkt, an welchem sich mehrere scharfe Stempel auf ihn niederdrücken, welche die Pastillen ansprechen; die übrig bleibenden Stücken werden wieder aufgerollt, ausgebreitet und aufs neue den Maschinen angeführt.

Der Zucker ist zwar der vorherrschende Faktor in der Konfektur-Fabrikation, doch spielen auch die Nebenartikel, wie Gummi, Gelatine, Mandeln, Kokosnüsse, Wahnisse, Pistazien u. a. m., bei ihrer Herstellung keine unbedeutende Rolle. Der Zuckerbäcker fertigt durch Schmelzen und Vermischen des in Form kleiner Tropfen aus der Masse austretenden Gummis mit Zucker Pasten und Pastillen. Die als Würzmittel allgemein beliebteste Mandeln werden gewaschen und geben dann, mit Zucker vermischt, das wohlbekannte Marzipan. Laufende von Tomen Gummi und Nüsse, und Schiffsabwangen von Kokosnüssen usw. gehen Jahr für Jahr durch die Hände des Zuckerbäckers. — Fred Hood.

### Kleines Feuilleton.

**K. Chopin als unitalisches Medium.** Unter diesem Titel veröffentlicht die soeben erschienenen „Physischen Studien“ folgende Charakteristik L. de Fourcaults über den großen Rusler: Chopin hatte die krankhaft zarteste und eindruckvollste Physiognomie, die man sich denken kann. Er schritt wie mit müdem Gang auf das Piano zu, indem er mit gleichsam fernblickendem und hellglänzendem Auge vor sich hinsah. Beim Präzidieren liefen seine Finger wie zwecklos über die Tasten. Plötzlich nahm dann seine Musik, als ob eine Geistesbeschwörung stattgefunden hätte, einen visionären Charakter an. Motive voll Klangfarbe und erhaben heroischem Charakter wechselten, kraftvoll angeklagen, mit Episoden einer leidenschaftlichen Poesie, einer intim schmerzlichen Melancholie. . . Auch ein Urtheil der George Sand über Chopin wird hervorgehoben, um für seine mediumistischen Eigenschaften Beweise zu bringen. „Seine Schöpfung“, sagt George Sand, „war immer spontan, er fand die Idee, ohne sie zu suchen. Sie kam ihm beim Piano plötzlich und vollständig, oder auch blühte sie in seinem Kopf während eines Spaziergangs auf, und er

beeilte sich, sie aufs Papier zu bringen. Aber dann begann die erschreckliche Arbeit. Da sich die Dispositionen des Themas seinem Geiste nicht mehr deutlich darboten, so quälte sich der arme Rusler ab, indem er schrie, ausstrich, hinzufügte, kürzte, änderte, um schließlich einer dumpfen Verzweiflung anheim zu fallen. Ganze Tage lang schloß er sich ein, indem er auf- und abging, weinte, sich die Haare rautte, die beschriebenen Blätter zerriß, die Feder zerbrach, zwanzigmal einen Takt, einen Akkord, eine Note abänderte. Er brachte, wenn es ihm darauf ankam, 6 Wochen mit einer einzigen Seite zu, ohne schließlich damit zufrieden zu sein.“ Ferner wird von Chopin erzählt, daß er eines Abends, als er eine Polonaise komponierte, die die Thaten der Polen verherrlichte, sich diese in seiner Phantasie so lebhaft vorstellte, daß er schließlich eine förmliche Vision polnischer Krieger hatte, die in sein Zimmer eindringen wären. Das erschreckte ihn so, daß er schleunigst das Zimmer durch eine andere Thür verließ. Seinen Trauermarsch komponierte er in Paris bei Nacht in Gesellschaft eines Skeletts, das einem Freund gehört hatte. —

— **Das Dillinger Hüttenwerk**, welches in der letzten Zeit so oft genannt wurde, liegt bei dem Orte Dillingen an der Saar, im Kreise Saarlouis. Dieses Werk wurde, wie wir der „Allg. Volksztg.“ entnehmen, bereits 1685 durch den damaligen Besitzer der Herrschaft Dillingen, den Marquis de Renoucourt, begründet. Derselbe mußte für die Erlaubniserteilung hierzu an den König von Frankreich eine jährliche Abgabe von einem Goldthaler (6 Fres.) entrichten. Schon 1690 lieferte das Werk die Eisenplatten wie die Oefen für die Garnison Saarlouis. Der erste Direktor war ein Priester, Vater Renard. 1755 wurde das Werk nebst einer zugehörigen in der Nähe liegenden Eisenschmelze um 20 000 Fres. und 1765 bereits um 72 000 Fres. verkauft. Im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde es Eigentum einer anonymen Gesellschaft, die noch heute im Besitze ist. Die Begründer waren, wie die Vorbesitzer Franzosen und darin ist der Grund zu suchen, daß auch heute noch ein sehr erheblicher, wenn nicht der überwiegende Teil des Gesellschaftskapitals in französischen Händen ruht. Maßgebenden Einfluß hat Freiherr v. Stumm, der nach seinen eigenen, von Herrn v. Kardorff mitgetheilten Angaben, ein Viertel der Aktien des Werkes besitzt. Während das Werk 1861 etwa 700 Arbeiter beschäftigte, sind deren heute rund 4000 vorhanden. Außer Panzerplatten fabriziert es Eisengießwaren, Stabeisen, Weißblech und Schwarzblech. Früher wurden auch Eisenbahnschienen hergestellt; ob heute nicht mehr, ist uns nicht bekannt. Hinter dem Werke dehnt sich ein großer Schießplatz zur Erprobung der fertiggestellten Panzerplatten aus. Die ersten Arbeiter der Fabrik, nach der Begründung im Jahre 1685 kamen aus der Gegend von Dülich. Sie brachten die ersten Karthoffeln an die Saar, welche von da an schnell Eingang in der ganzen Umgebung fanden. —

### Völkerrunde.

— Eine Uebersicht über die abergläubischen Gebräuche beim Bauen und Bewohnen der Häuser in den Freangere Regenthschaften auf Java giebt J. Habema in den „Wijbragen tot de Oost- en Vollenlande van Nederlandsch-Indië“. Schon die Wahl des Bauholzes verlangt große Aufmerksamkeit, und zwar müssen, entsprechend den sieben Tagen der Woche, sieben verschiedene Holzarten zur Verwendung gelangen, sollen die Bewohner in dem neuen Hause glücklich werden. Gut sind Holzarten, die saure Früchte tragen, und deren Ästern wolkreichend sind, schlecht solche, deren Stamm Dornen trägt. Auch das Holz von umgefallenen, blätterlosen oder kronlosen Bäumen darf nicht gebraucht werden, weil die Bewohner eines davon gebauten Hauses nicht lange leben würden. Würde man Holz, das von einem verbrannten Hause herrührte, verwenden, so würde in dem neuen Hause auch bald Feuer entstehen. Holz von heiligen Bäumen darf man benutzen, nachdem man goldene oder silberne Nägel in den Stamm getrieben hat, wodurch man den Geist, der in dem Baume seinen Sitz hatte, zwingt, den Baum zu verlassen. Die Verarbeitung des Holzes muß am Geburtstage des Bauherrn begonnen werden. Auch in Bezug auf den Boden, auf welchem man das Haus errichten will, muß man alles mögliche berücksichtigen, da es guten und schlechten Boden für Häuser giebt. Der als gut erkannte Boden muß erst durch Zaubermittel gereinigt werden, namentlich, wenn auf der Stelle ein Haus zum erstenmal errichtet werden soll. Nach welcher Himmelsrichtung die Vorderseite des Hauses und in welche Wand die Thür desselben hinkommt, hängt von dem Tage ab, an welchem der Bauherr geboren ist; ist z. B. der Bauherr an einem Dienstag geboren, so muß die Hauptseite nach Norden und die Thür in der Mitte derselben liegen; jemand, der am Donnerstag geboren ist, muß Osten wählen und die Thür in der Süd- oder Nordwand anbringen usw. Das Haus muß bezogen werden, bevor es ganz fertig gestellt ist, sonst würden seine Bewohner später Faulenzer sein. Zum Umzuge ins neue Haus eignet sich am besten der Geburtstag des Eigentümers oder seiner Frau. Zuerst müssen in jedes neue Haus eine Schlafmatte mit Kopfkissen, ein Stroh mit Reis, Wasser und Asche hineingebracht werden. Ist das Haus bezogen, so muß der Priester in jeder Ecke des Hauses, in denen am Tage vorher schräg geschnittene Bambusbehälter mit Wasser aufgestellt sind, Gebete sprechen, um die bösen Geister, die sich dort verbergen, zu vertreiben. — („Globus“.)

**Aus dem Tierleben.**

Ueber die verschiedenen Arten der Leinfinken oder Virenzeisige (*Pringilla linaria* L.) sprach Dr. Reichler in der letzten Sitzung der „Deutschen Ornithologischen Gesellschaft“. Er hat sie an einem reichen Material von 500 Vögeln studiert. Nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ führte er in seinem Vortrage folgendes aus: Unser allbekanntester Leinfink, der im Herbst und Winter ja scharfweise aus nördlicheren Gegenden zu uns kommt und dann häufig den Weg in die Käfige der Liebhaber findet, hat, falls man von Lokalformen zunächst abliest, eine sehr weite Verbreitung. Grönland, das nördliche Nordamerika, Nordasien, Schweden, Norwegen und Spitzbergen beherbergen ihn, auch im Nordosten Deutschlands ist er als Brutvogel festgesetzt. Zur Winterzeit wandert er südwärts und kehrt meist erst spät im Jahre in seine Heimat zurück, da seine Brutzeit, dem späten Erwachen der Natur im Norden zufolge, in den Juni bis Anfang August fällt. Alle Leinfinken tragen im Winter ein bedeutend helleres Gefieder als in der warmen Jahreszeit, was darauf beruht, daß das nach der Mauser im August und September neu angelegte Kleid breite weiße Ränder an den Spitzen der Federn aufweist, welche dann bis zum Frühjahr hin abgerieben werden und somit die dunkle Wurzelhälfte der Federn zu Tage treten lassen. Wie bei einem so ausgedehnten Verbreitungsgebiet zu erwarten, sieht der Leinfink in den verschiedenen Gebieten nicht überall gleich aus, sondern es machen sich hinsichtlich der Färbung, Größe und Gestalt Unterschiede geltend, welche nach Ansicht des Vortragenden zwar meistens nicht zur Aufstellung besonderer Arten, wohl aber von Unterarten berechtigen. Es stellt sich dabei heraus, daß in Grönland die Ostlüste und der nördliche und südliche Teil der Westlüste je eine deutlich unterschiedene Form besitzt, daß die europäische und japanische Form sich sehr nahe stehen, während der dazwischen lebende sibirische Vogel artlich recht verschieden ist. Während sich in der Winterherberge die Lokalrassen natürlich vielfach vermischen, ist das Brutgebiet der letzteren nach Ansicht des Redners stets ein scharf begrenztes. In der sich daran anschließenden Diskussion wurde dieser letzte Satz zur Quelle eines längeren Meinungsaustrausches zwischen dem Vortragenden und Professor Reichenow über die Möglichkeit, ob verschiedene nahe verwandte Unterarten in ein und demselben Gebiete heimisch sein können. Im allgemeinen ist man der Ansicht, daß, wenn nahe verwandte Formen dieselbe Gegend bewohnen, sie als artlich verschiedene zu betrachten sind, schon deshalb, weil, wenn größere Unterschiede in der Lebensweise z. B. nicht vorhanden wären, rasch eine Vermischung und Verschmelzung der Arten sich einstellen würde. Formen jedoch, welche örtlich getrennt leben, können, da eine Kreuzung mit den nächstverwandten ausgeschlossen ist, wohl derselben Art angehören, und ihre meist nur sehr geringfügigen Unterschiede bedingen den Begriff der Unterart. Würde die örtliche Trennung der letzt-erwähnten aufgehoben, so würden die sich in jeder Beziehung vollkommen entsprechenden Tiere rasch eine Mittelform der beiden Lokalrassen bilden.

**Aus dem Pflanzenleben.**

ie Pflanzen-Albinos. Die Erscheinungen des Albinismus bei Menschen und Tieren sind wohl bekannt, weniger die bei den Pflanzen vorkommenden. Für die Tiere besteht der Albinismus in einer vollständigen Weißfärbung des Haarleides, gewöhnlich in Verbindung mit einer rötlichen Färbung der Augen und ganz allgemein besteht die Ansicht, daß solche Eigenschaften bei Mensch oder Tier eine Herabsetzung der Körperkraft und des geistigen Vermögens bedeuten. Bei den Pflanzen hat man solche Exemplare als Albinos bezeichnet, bei denen die sonst grünen Teile weiß gefärbt sind. Diese Definition ist insofern nicht genügend, als sich der Albinismus bei den Pflanzen auch auf nicht grüne Teile erstrecken kann, z. B. auch auf die Blüten. Pflanzenalbinos werden also im allgemeinen solche Gewächse sein, bei denen die normale Färbung an einigen oder allen Teilen vermindert oder gänzlich verloren gegangen ist. Man kann danach vollständigen und teilweisen Albinismus unterscheiden, daneben auch unvollständigen Albinismus, wenn es sich nicht um eine völlige Entfärbung, sondern nur um eine schwächere Färbung der Pflanzenteile handelt. Wie der Albinocoeper unter den Menschen, der Schimmel unter den Pferden weniger lebenskräftig sind, als die dunkelgefärbten Individuen, so bedeutet auch der Albinismus im Pflanzenreich eine Schwächung der körperlichen Energie. Der Botaniker Wedel fand z. B. inmitten einer großen Zahl von Exemplaren der gewöhnlichen Brünelle, einer in der nördlichen gemäßigten Zone weit verbreiteten Art von Lippenblütlern, zwei Stöcke, die statt der gewöhnlichen violetten Blüten solche von weißer Farbe hatten. Der eine davon war 85 Millimeter hoch und trug 56 Blüten, der andre Pflanze maß 78 Millimeter und hatte 49 Blüten. Dagegen war die kleinste mit violetten Blüten, die sich an demselben Standort fand, 120 Millimeter hoch und wies im ganzen 77 Blüten auf. Außerdem stellte sich heraus, daß bei den Albinos unter diesen Pflanzen die Nöhre des Kelchs enger und länger, die Unterlippe weniger entwickelt war, wodurch eine Befruchtung der Blüten erschwert werden mußte. Eine ähnliche Beobachtung machte derselbe Botaniker an Exemplaren der Kornrade in zwei benachbarten Getreidefeldern. Die Pflanzen in dem einen Feld hatten dunkelviolette Blüten, die im andren Blüten von so schwacher Färbung, daß sie fast weiß erschienen. Auch hier zeigte sich ein deutlicher Unterschied in der Größe und der Zahl der erzeugten

Blüten. Die Exemplare auf dem einen Acker waren doppelt so hoch und hatten auch durchschnittlich doppelt so viele Blüten als die des andern. Bemerkenswert war die Beobachtung, daß auch das Getreide auf dem einen Felde um so viel höher stand, und die Ursache dieses Umstands sowohl als der Verschiedenheit in der Entwicklung der Kornrade lag ohne Zweifel in einer verschiedenen Zusammenfügung des Ackerbodens, indem das eine Feld reichlich gedüngt war, das andre gar nicht. Auch bei dem bekannten Fingerhut (*Digitalis purpurea*) kann ein Albinismus in ähnlicher Weise gefunden werden, der sich in einer Verminderung der Größe, Zahl und Färbung der Blüten äußert. Mit dem Alter wird jeder Mensch ein Albino, indem seine Haare bleichen, und auch bei den Pflanzen nimmt mit dem Alter die Färbung gewöhnlich ab. Die Blüten des gewöhnlichen Wiesenklees sind in der Jugend lebhaft rot, im Alter blaßrosa, die Blüten des dem Fingerhut verwandten Nachtelweizens (*Melampyrum*), die zunächst oben gelb und unten weiß sind, werden später oft ganz weiß. Die Beispiele einer derartigen Entfärbung der Blüten mit dem Alter der Pflanzen liegen sich noch im vieles vermehren, jedoch giebt es andererseits auch Blüten, die mit dem Alter dunkler werden, z. B. die des Heide-roschens (*Epilobium*). Immerhin kann es als allgemeine Regel für die Pflanzen gelten, daß der Albinismus auch bei ihnen eine Schwächung der Lebenskraft bedeutet, zumal bei einer Verringerung der Zahl und Größe der Blüten auch die Zahl der Samen und damit die Aussicht auf Fortpflanzung geringer wird.

**Humoristisches.**

— Aus der Rede eines bayrischen Centrums-abgeordneten: „... Sie sehen also meine Herren, daß ich als katholischer Christ meine Pflicht gethan und durch meine Abstimmung die Unsitlichkeit bekämpft habe. Ich schließe hiermit meine Berichterstattung und lade sämtliche Anwesende zu einem Preisfressen mit fideles Vorknuff ein, welches ich morgen in meinem Gasthause zu veranstalten die Ehre habe.“ („Simpl.“)

— Leicht abgeholfen. Junger Rechtsanwält (sichernd): „Klosterbauer, diesen Proceß verlieren Sie — es ist der dreizehnte seit Ausübung meiner Praxis!“

Klosterbauer: „Wissen S' was, Herr Doktor, machen S' halt z wei d'raus!“

**Notizen.**

— Das Berliner Schauspielhaus hat schon für die nächste Zeit Alexander Dumas' Schauspiel „Kean“ in sein Repertoire aufgenommen. Mattowski wird die Titelrolle spielen.

— Im Berliner Opernhaus sind die beiden nächsten Novitäten „Matteo Falcone“ von Gerlach und „Die Sibylle“ von Alfred Sormann.

— Frau Ehsold und Ewald Bach vom Schiller-Theater sind von nächster Saison ab für das Lessing-Theater engagiert worden.

— Für die diesjährige Operetten-Saison des Lessing-Theaters ist als erste Novität, wie bereits mitgeteilt wurde, das englische Vaudeville „The french maid“ von Basil Good, Musik von Walter Slaughter, in Aussicht genommen.

— Das Repertoire zu dem Wiener Gastspiel der „Secessionsbühne“ enthält u. a.: Tolstois „Nacht der Finsternis“, d'Annunzios „Giaconda“, Maeterlinds „Pelleas und Melisande“, Vergas „Wölfin“, — vielleicht auch, wenn Anstrengungen, die in dieser Hinsicht gemacht werden, zum Ziele führen, vor geladenem Publikum einen oder zwei Akte aus den für Wien verbotenen „Webern“. Auch eine Aufführung von Molières „Eingebildetem Kranken“ ist in Aussicht genommen.

— Die Berliner Secession ernannte zu ihren Ehrenmitgliedern die Maler Arnold Böcklin und Wilhelm Leibl und den Bildhauer Adolf Hildebrand.

— Eine sociale Komödie „Thomas Lindner“ von Edward Stigleraner wird in nächster Zeit im Münchener Schauspielhaus zur ersten Aufführung gelangen.

— In Trier wurde die Aufführung von Genril Jbiens „Wenn wir Toten erwachen“, von der Behörde unterjagt.

— Otto Kraus' Schauspiel „Der Zusammenbruch“ wurde bei der Erstaufführung in der Wiener „Freien Bühne“ entschieden abgelehnt.

— Der dänische Maler P. S. Kroyer ist geisteskrank geworden.

c. Die „Académie Goncourt“ hat sich nunmehr, wie aus Paris berichtet wird, konstituiert. Von Edmond de Goncourt testamentarisch bestimmte Mitglieder sind: Octave Mirbeau, J. A. Guysmans, Gustave Geffroy, die Brüder J. und G. Rodry, Paul Margueritte und Léon Hennique. Zu wählen waren, da die Académie zehn Mitglieder umfassen soll, noch drei neue. Die Wahl fiel auf Clément Bourges, Lucien Descaes und Léon Daudet. Emile Zola hatte erklärt, daß er seine Kandidatur für die Académie française aufrecht erhalte, und kam daher nicht in Frage, sonst wäre er sicher einstimmig gewählt worden. Guysmans wurde als das älteste Mitglied für ein Jahr zum Präsidenten der jungen Académie gewählt.